

2]

(Nachdruck verboten.)

Im Kampf für Rußlands Freiheit.

„Sie werden dieses Essen wahrscheinlich nicht mögen. Sie können sich aber für eigene Rechnung beköstigen. Hat man Ihnen das in der Kanzlei nicht gesagt?“ „Nein.“ „Dann schreiben Sie es auf und verlangen Sie eigene Kost. Ich werde Ihnen Papier und Feder geben.“

Der Aufseher ging fort, und ich besah das Essen, das auf dem Tisch stand. Ich hatte nicht den Mut, etwas zu versuchen, so schlecht war es, klopfte nach dem Aufseher und bat ihn, mir etwas Besseres zu bringen.

So verging die Zeit, und der Abend brach heran; über der Zellentür wurde die Lampe angezündet. Ich wanderte auf und ab, und ein Gefühl der Einsamkeit, der Verlassenheit stieg in mir auf.

Wieder wurde die Tür aufgerissen, und der Aufseher brachte mir das Abendessen. „Ich bringe Ihnen hier schon auf eigene Verantwortung bessere Kost. Essen Sie jetzt, um neun Uhr müssen Sie zu Bett gehen; dann wird das Licht herabgeschraubt werden.“

Er ging zur Tür und ließ zwei Soldaten herein, die einen Zuber brachten. Es war ein transportables Kofsett, die sogenannte „Parascha“, von der ich schon gehört hatte. Der Aufseher und die Soldaten gingen fort; ich war wieder allein in der Zelle, und der Anblick dieses abscheulichen Zubers nahm mir allen Appetit. Die Stunden verrannen so langsam. Meine Stimmung wurde immer verzweifelter, und ich hatte die größte Lust, mit händen Fäusten an die Tür zu schlagen und laut zu schreien: „Gebt mir meine Freiheit. Wer hat Euch das Recht gegeben, mich in dieses schreckliche Loch zu sperren?“ Doch beruhigte ich mich wieder und hoffte, daß das Ganze bald ein Ende nehmen würde.

Von dem unaufhörlichen Hin- und Herwandern war ich müde und abgesehen. Ueberhaupt hatte der ganze Tag so viel Eindrücke mit sich gebracht, daß ich mich nur mit Mühe aufrecht hielt, aber die Britsche zu benutzen war ich nicht imstande. Der Aufseher erschien wieder, und ich bat ihn, mir eigene Laten, eine eigene Matratze und ein eigenes Kissen zu verschaffen.

„Nein, Herr, jetzt ist es genug! . . . Sie sind ein Gefangener genau wie alle anderen und haben nicht immer unnütz zu rufen. Weiß Gott, was Sie noch für Phantasien in der Nacht bekommen! . . . Sie müssen sich hier einleben wie jeder andere und müssen vergessen, daß Sie in der Freiheit ein großer Herr waren.“ — — — Krachend fiel die Tür zu und ich war wieder allein. Ich setzte mich auf das Bett und dachte sitzend einzuschlafen. Aber die Müdigkeit überwältigte mich, und ich streckte mich doch lang hin.

Die Nacht war entsetzlich. Grauerregende Träume verfolgten mich. Oft wachte ich auf, schaute mich erschreckt um und wußte im ersten Augenblick nicht, wo ich war. Ich besann mich, und ein schmerzliches Gefühl presste mir das Herz zusammen. Erst gegen Morgen schlief ich ein.

Ein starkes Geräusch weckte mich auf. Entsetzt sprang ich von meinem Bette auf. Der Aufseher von gestern stand in meiner Zelle und sagte freundlich: „Gabe ich Sie erschreckt? Es ist Zeit aufzustehen. Hier haben Sie Tee und Weißbrot. Waschen Sie sich und kleiden Sie sich an.“

Von den Sachen, die ich ins Gefängnis mitgebracht hatte, gab man mir nur die notwendigsten Toilettengegenstände mit in die Zelle, d. h. Zahnpulver, Zahnbürste, Kamm und Bürste und ein Stück Seife. Ich wusch mich unter dem Ausguss, und das kalte Wasser stimmte mich etwas mutiger. Ich beschloß nun, solange ich keine Bücher erhalten konnte, mit Turnen, Spaziergehen und durch eine sorgfältige, viel Zeit in Anspruch nehmende Toilette den Tag auszufüllen. Nach meiner Berechnung mußte ich spätestens um halb sieben Uhr geweckt worden sein. Volle zwölf Stunden sollte ich hier also auf und abgehen und an nichts anderes denken können, als daß ich hier festgehalten wurde. Nach einer Weile klopfte ich wieder an der Tür. Der Aufseher erschien. „Was wünschen Sie?“ „Ich möchte irgend einen Beamten sprechen, entweder den

Direktor oder den Inspektor. Ich muß Bücher und Schreibmaterial haben. Ich kann so nicht leben!“ . . . „Der Herr Direktor wird bald kommen, dann können Sie ihn darum bitten. Ich glaube aber nicht, daß Sie schon heute Bücher erhalten werden.“ . . . „Was Sie glauben oder nicht glauben, geht mich nichts an! Ich will den Direktor sprechen.“

Wieder verging eine Zeit. Ich war wild und rasend geworden. „Nein, ich kann das nicht aushalten, ich muß einen Ausweg finden! Ich will zurück, ich will hier nicht sitzen.“ Da ging die Tür auf, und ein älterer uniformierter Herr in Begleitung verschiedener Beamten erschien. „Ich habe gehört, Sie beklagten sich, daß Sie keine Bücher erhalten. Nach den Vorschriften können Sie erst in acht Tagen Bücher verlangen. Ich werde aber anordnen, daß Sie Papier und Feder bekommen, dann können Sie selbst eine Bittschrift einreichen. Der Aufenthalt hier gefällt Ihnen wahrscheinlich nicht besonders. Das ist nicht unsere Schuld.“

Ich war mitten im Zimmer stehen geblieben, schaute den Herrn von oben bis unten an und antwortete ihm: „Erstens bin ich gewöhnt, daß wenn jemand in meine Wohnung eintritt oder mich irgendwo anders trifft, er „Guten Tag“ zu mir sagt. Sie scheinen wenig Manieren zu haben. Ich verbitte mir außerdem solche Bemerkungen.“ „Wie Sie es draußen gewöhnt sind,“ erwiderte er gereizt, „geht mich nichts an. Ich bin hier Ihr Vorgesetzter und tue, was mir beliebt. Wenn Sie sich ungebührlich mir gegenüber betragen, so werde ich Sie einfach bestrafen lassen. Adieu!“

Die Tür fiel krachend zu, und ich war allein . . . Dieser kleine Ausritt hatte mir sonderbarer Weise mehr Ruhe und Kaltblütigkeit gegeben. Ich beschloß, mich den Vorschriften zu unterwerfen und nur das, was mir nach dem Gesetze zukam, zu verlangen, aber dann auch in der gebührenden Form.

Es war vielleicht gegen zwölf, als sich plötzlich die Tür aufstieß und der Aufseher in Begleitung von zwei Soldaten erschien. „Bitte, folgen Sie mir!“ Wieder ging es durch lange Korridore, ich hörte, daß ab und zu an den kleinen Fensterchen, die an den Türen angebracht waren, geklopft und gefragt wurde: „Wer bist Du? Warum sitzt Du hier?“ Dann schimpfte der Aufseher und drohte den unruhigen Insassen der Zellen mit Strafe.

Endlich gelangten wir in ein großes Zimmer; die zwei Soldaten postierten sich vor der Tür, und der Aufseher bot mir einen Stuhl an. Ich setzte mich und wartete. Durch das Zimmer gingen ein paar Menschen und schauten mich ziemlich sonderbar an. Schließlich wurde die Tür zu einem anderen Zimmer geöffnet und ich hineingeführt. Da saßen vor einem Tisch ein Gendarmerieoffizier und ein Herr in Uniform vom Justizministerium. Ich vermutete in ihm entweder den Staatsanwalt oder seinen Gehülfen. „Bitte, nehmen Sie Platz,“ sagte der Offizier. „Sie heißen so und so und wohnen dort und dort; ich möchte gern wissen, woher Sie die Verbriefungsmaschine und die Drucksachen, die man in Ihrer Wohnung gefunden hat, haben. In dem Protokoll, das in Ihrem Hause aufgenommen wurde, wird ausdrücklich gesagt, daß die Sachen Ihnen nicht gehören; Sie haben aber jede Auskunft verweigert. Nun, vielleicht haben Sie jetzt die Güte, es uns zu erzählen. Ich muß Sie auf eins aufmerksam machen: je aufrichtiger Sie sind, um so kürzer ist Ihr Aufenthalt in diesem Gefängnis. Wir sind überzeugt, daß Sie aus Gutmütigkeit das Opfer gemeiner und niederträchtiger Menschen geworden sind.“ . . . „Wie ich schon Ihren Kollegen erklärt habe,“ antwortete ich, „übernehme ich die Verantwortung für die Sachen, die bei mir gefunden worden sind. Daß sie verboten sind, wußte ich. Sie können nach dem Gesetz mit mir verfahren, aber ich weigere mich entschieden, unter Ausschluß der Öffentlichkeit irgend etwas auszusagen! Die nächtliche Hausdurchsuchung bei mir war ungesetzlich. Meine Arretierung ist auch ungesetzlich, und mir als Juristen erscheint es sonderbar, daß sich ein anderer Jurist dazu hergibt, etwas Ungesetzliches durchzuführen. Ich werde erst antworten, wenn ich vor einem Untersuchungsrichter stehe, der das Protokoll aufnimmt, die Anklage dem Staatsanwalt übergibt und mich vor ein öffentliches Gericht stellt. Ich sage Ihnen ein für allemal, daß ich Ihnen keine Antwort zu geben gewillt bin. Sie sollen mich frei lassen und dem

Untersuchungstrichter übergeben, das weitere wird sich dann zeigen."

Der Offizier sagte lächelnd: „Durch Ihre schroffe Ablehnung verschlimmern Sie die Sache nur. Wir handeln vollkommen gesetzlich, und Sie müssen als Jurist wissen, daß es auch ein administratives Verfahren gibt. Alle Angelegenheiten, die politische Umtriebe betreffen, sind uns untergeordnet. Ihr Protest nützt Ihnen nichts, und ich würde Ihnen raten, uns in ruhiger Weise Rede und Antwort zu stehen. Ich bin überzeugt, daß dann die ganze Sache in ein paar Tagen erledigt ist.“

Darauf stand ich auf und antwortete: „Ich bitte um Papier und Feder. Ich will mich an den Justizminister wenden.“ . . . „Das wird Ihnen wenig nützen,“ bemerkte der Offizier, „aber wir werden Ihren Wunsch erfüllen. Hier haben Sie das Gewünschte.“

Nachdem ich die Bittschrift abgefaßt hatte, überreichte ich sie dem Staatsanwalt mit den Worten: „Bitte, sorgen Sie dafür, daß dieses Schriftstück noch heute dem Minister zugestellt wird . . . Kann ich jetzt gehen?“ „Also Sie wollen uns keine näheren Erklärungen geben, wie die Sachen in Ihre Wohnung gekommen sind? Daß sie Ihnen nicht gehören, das wußten wir. Wir wissen auch, daß Sie eine Reihe von Revolutionären unterstützen, wir wissen vielleicht noch mehr, aber das genügt vollkommen. Wollen Sie sich nicht lieber setzen und unsere Fragen beantworten? Durch Ihre Hartnäckigkeit und Ihre an dieser Stelle ganz unnötigerweise an den Tag gelegte ideale Auffassung von, — na, von „Freundespflicht“ wollen wir sagen, wird Ihre Untersuchungshaft nur verlängert.“

„Ich habe Ihnen erklärt, daß ich weder mit Ihnen, noch mit dem Herrn Staatsanwalt irgend etwas zu tun haben will, und bitte Sie, mich in meine Zelle zurückbringen zu lassen.“

„Wie Sie wünschen,“ war die Antwort, und derselbe Aufseher, der mich zum Verhör gebracht hatte, führte mich wieder zurück.

Aus der Gefängnisbibliothek erhielt ich Bücher wissenschaftlichen Inhalts und eigentümlicherweise sogar „Das Kapital“ von Karl Marx. Dieses Buch studierte ich mit großem Eifer, denn ich wußte, es sei das Evangelium der materialistischen Geschichtsauffassung. Zuerst fiel es mir schwer, ich las mich aber hinein und fühlte mich von nun an stärker, gesunder und frischer. Es bestärkte mich in meinen politischen Anschauungen und wurde grundlegend für meine weitere Entwicklung.

Meine Zeit hatte ich ziemlich genau eingeteilt, hatte mir selbst einen Kalender gemacht und strich nun Tag für Tag das Datum aus. Ich glaube, es war am Ausgang des zweiten Monats, als ich wieder einmal in die Kanzlei gebracht wurde. Zu meiner Ueberraschung war es weder ein Verhör, noch eine lästige Unterredung mit meinen Verwandten, sondern ein freudiges Wiedersehen mit meinem guten Bekannten, dem Arzte Popoff. Wie er es fertig gebracht hat, eine Unterredung mit mir auszuwirken, weiß ich nicht.

Wir konnten in Gegenwart des Gendarmerieoffiziers zwar nur ein paar gleichgültige Worte wechseln, aber das Bewußtsein, daß er noch frei ist, stimmte mich froh. Zum Abschied drückte er mir fest die Hand, und ich sah am Leisten seiner Augen, daß er mir für mein Verhalten dankbar war.

So vergingen acht Monate.

Meine trüben Stimmungen hatten mich verlassen, die Nächte verbrachte ich ruhiger, und meine Klagen dem Direktor gegenüber hatten bewirkt, daß die Aufseher mich wieder höflich behandelten, ja, ich scherzte und lachte sogar mit ihnen, wenn sie das Essen brachten oder meine Zelle reinigten.

Noch immer hatte ich die Vergünstigung, meine eigene gute Kost, sogar einen Schluck Wein und recht viel Milch zu bekommen. Ich wollte aber die bessere Kost nicht allein genießen und zahlte daher monatlich einen bestimmten Beitrag in die Unterstützungskasse für politische Untersuchungsgefangene; das ist alter Brauch unter den Revolutionären.

In meiner Einsamkeit, in der Stille der Zelle ging ich oft im Geiste durch, was ich über die staatliche Entwicklung Rußlands gelesen und über die früheren revolutionären Bestrebungen gehört hatte. Selbstverständlich stellte ich mir auch die Frage, was ich nun weiter tun sollte.

Ich täuschte mich nicht mehr über die Politik Alexanders II. Ich sah in ihm nicht mehr den gütigen Zar-Befreier, nun ich wußte, daß nach dem Krimkriege die Frage der Aufhebung der Leibeigenschaft und der Einführung von

Reformen unbedingt gelöst werden mußte. Nicht sein guter Wille oder der Wunsch seines sterbenden Vaters war in diesem Falle maßgebend. Der Krieg, den der stolze, von seinem Gottesgnadentum überzeugte Kaiser Nikolaus geführt hatte, bewies in jeder Hinsicht die Morsheit des alten Systems und die Notwendigkeit von Reformen. Aus den historischen Dokumenten über die ersten Verhandlungen der Kommission, die Alexander II. zur Lösung der Leibeigenschaftsfrage eingesetzt hatte, war klar zu ersehen, daß die wirklichen Freunde ihres Vaterlandes bei der Durchführung ihrer Wünsche stets von den Vertretern der Reaktion gehemmt wurden.

Die ganze Regierungspolitik Alexanders II. gibt in ihrer historischen Entwicklung das Bild einer Kette von Halbheiten. Auch hier konnte man wieder sehen, daß, wie überall in der Welt, eine Regierung von ihren Prärogativen (Vorrechten) immer nur so wenig wie irgend möglich abzutreten bereit ist.

In allen den Kommissionen, die wegen der Leibeigenschaftsfrage, der Justizreform, des Schulwesens, der Militärfragen eingesetzt wurden, waren neben liberal gesinnten Mitgliedern die ärgsten Reaktionen zu Vorfindenden bestimmt. Damals schon machte sich in der russischen Gesellschaft ein Mißtrauen gegenüber den Reformvorschlügen der Regierung und ihrer Verwirklichung geltend, — und mit Recht, denn die Reformen, die in den sechziger Jahren beabsichtigt und auch teilweise eingeführt wurden, hat man im Jahrzehnt darauf wieder aufgehoben oder beschränkt. Man spricht oft von der damaligen revolutionären Bewegung als von einer nihilistischen, doch darf man nicht denken, daß die Leute so ohne weiteres zur Bombe und zum Revolver gegriffen haben. Bevor diese Freiheitsbewegung zu einer terroristischen wurde, zeigte sie recht friedliche Formen. Die damalige Intelligenz wollte ihren freigewordenen Nächsten zu Hilfe eilen. Die gesamte Literatur, die belletristische sowohl wie die wissenschaftliche, beschäftigte sich ausschließlich mit der Psychologie, mit den Wünschen und Hoffnungen der frei gewordenen Bauern.

(Fortsetzung folgt.)

Astronomische Rundschau.

Mit einer Untersuchung über die scheinbare Form des Himmelsgewölbes, die Prof. von Sterned vor kurzem in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften veröffentlichte, hat er sich an ein Problem gemacht, das vor ihm schon Männer wie Helmholtz beschäftigt hat. Das Himmelsgewölbe erscheint ja dem Beschauer keineswegs als eine Halbkugel, sondern als ein mehr oder weniger flaches Gebilde, deren Form unbestimmt erscheint und daher schwer zu bestimmen ist. Sterned hat die Sache von der rein erfahrungsmäßigen Seite angefaßt und sich dabei auf eine Tatsache gestützt, die anscheinend ganz fruchtbar für die Betrachtung ist.

Beim Beschauen von Gestirnen und Sternbildern hat man das Bestreben, diese ihrer Größe nach anzugeben. Steht z. B. der Mond in mäßiger Höhe, so ist man geneigt, seine Größe zu 18 Zentimeter anzugeben. Dabei denkt man sich, ohne es zu wissen, den Mond auf einer Fläche angebracht, auf der er uns 18 Zentimeter groß erscheint. Da wir nun den Mond unter einem Schwinke von 31 Minuten erblicken, müßten wir eine 18 Zentimeter große Scheibe in einer Entfernung von 16 Meter anbringen, damit sie uns gleich groß wie der Mond vorkommt. Das klingt merkwürdig, weil ein Beschauer genau weiß, daß der Mond nicht bloß 18 Zentimeter im Durchmesser hält und nur 16 Meter von ihm entfernt ist. Dennoch können wir von dieser allgemeinen Schätzung Gebrauch machen und mit dieser idealen „Referenzfläche“, wie sie von Sterned nennt, operieren. In gleicher Weise schätzt man die Referenzflächen von Sonne, Sternbildern usw. Unter Benutzung dieser Schätzungen hat Prof. von Sterned die Referenzflächen einiger speziellen und häufigsten Formen des Himmelsgewölbes berechnet. Er fand auf diese Weise die Höhe H des Himmels und die Weite R, bis zu welcher es sich in wagerechter Richtung ausdehnt, beim Sternhimmel

H = 12,2 Meter	R = 24,4 Meter,
bei der Referenzfläche der Sonne	
H = 10,1 Meter	R = 25,3 Meter,
bei der Referenzfläche eines bestimmten Wolkenshimmels	
H = 12,2 Meter	R = 109,4 Meter.

Bei klarem Sternhimmel erscheint uns also das Himmelsgewölbe in wagerechter Richtung doppelt so weit abzustehen, als es hoch ist. Da wir nämlich gegen den Horizont durch eine dicke Dunstschicht schräg hindurchsehen müssen, leuchten die Sterne viel weniger und scheinen uns weiter entfernt zu sein. Die Sternbilder erscheinen uns am Horizont daher etwa doppelt so groß, als wenn sie gerade über uns stehen.

Bemerkenswert ist, wie flach uns der Wolkenshimmel erscheint. Der Grund dafür liegt in den Beleuchtungsverhältnissen, die die

Entfernungsschätzungen ungemein beeinflussen. Die scheinbare Form des Himmelsgebölbes läuft überhaupt nach Sternes's Versuchen auf Entfernungsschätzungen hinaus, die unter mehr oder weniger günstigen oder ungünstigen Verhältnissen erfolgen. Welche Rolle dabei die Beleuchtungsverhältnisse spielen, kann jeder selbst beobachten, wenn er einmal einen verschiedenartig beleuchteten Wolkenshimmel betrachtet. Diejenige Stelle, hinter welcher die Sonne steht, die also heller ist als andere Partien, scheint uns viel näher zu sein, als die dunkleren Partien. Man erkennt daher auch sogleich, daß der Mond mehrere Reflexionsflächen hat, je nachdem, ob er uns bei Tage erscheint oder in der Dämmerung oder bei Nacht.

Am 22. Januar ist Herr Prof. Wolf die Wiederauffindung des von ihm mit Hilfe des großen Brucetelestopps entdeckten Kleinen Planeten 1906 TG, Nr. 588, mit demselben Instrument gelungen. Dieser Planet hat neben dem Planeten Eros und den zuerst entdeckten kleinen Planeten die größte wissenschaftliche Bedeutung erlangt. Bekanntlich hielt man den Mars einerseits und den Jupiter andererseits bis vor kurzem für die Grenzen des Systems der Kleinen Planeten. Allein hier sollten sich die Bahnen der nun schon auf über 600 angewachsenen kleiner Planeten in den mannigfachen Verschlingungen durcheinanderziehen. Die Entdeckung des Planeten Eros durch Dr. Witt auf der Berliner Urania-Sternwarte im Jahre 1898 aber erweiterte die Grenzen nach innen zu, da dieser kleine Himmelskörper seine Bahn zum größten Teile zwischen der der Erde und des Mars, nur zu ein Siebentel außerhalb der Marsbahn zieht. Der von Wolf entdeckte Planet TG hat nun auch nach außen hin die Grenzen durchbrochen, denn seine Bahn reicht über die des Jupiter hinaus. Bald nach seiner Entdeckung kam er, von der Erde aus gesehen, in die Nähe der Sonne und konnte dort monatelang nicht beobachtet werden. Die Vorausberechnung für die Wiederauffindung hatte Dr. Bidschopf in Trieste geliefert und Wolf fand den Himmelskörper wieder. Die Umlaufzeit um die Sonne hat sich als noch etwas länger ergeben, als nach den ersten Bahnberechnungen, die Bahnform dagegen etwas kreisförmiger. Die größte Entfernung des Planeten von der Sonne macht 6, die kleinste $4\frac{1}{2}$ Erdbahnhalmes (à 149 000 000 Kilometer) aus. Die Helligkeitsschätzung Wolfs ergab 15. Größe; bis zum März, der Zeit der günstigsten Stellung, wird aber die Helligkeit noch zunehmen, so daß dann auch direkte Beobachtungen mit den größeren Fernrohren gelingen dürften. Eine scharfe Bestimmung der Bahnelemente wird unter Hinzunehmen diesjähriger Beobachtungen leicht durchführbar sein; damit wird sich auch wohl die Erwartung erfüllen, daß man mit Rückwärtsrechnung des Laufes photographische Spuren dieses interessanten Planeten auf älteren Platten von photographischen Aufnahmen entdecken wird, wie es bei dem Planeten Eros mehrfach der Fall gewesen ist. Das ist natürlich für die Bahnbestimmung und die Geschichte eines solchen besonders merkwürdigen Himmelskörpers von größtem Werte.

Denning in Bristol ist es gelungen, genauere Beobachtungen über einige besonders auffällige Meteore und Sternschnuppen zu sammeln und nach Berechnungen Angaben zu machen über Höhe, Aufleuchten, Verschwinden, die beobachtete Bahnlänge und die Geschwindigkeit, mit der sie die Atmosphäre durchlaufen. Diese Daten hat er kürzlich in den „Astronomischen Nachrichten“ veröffentlicht. Die größte Höhe beim Aufleuchten hatte danach eine am 21. April v. J. erschienene Sternschnuppe, die Siriusgröße aufwies. Sie wurde zuerst in 144 Kilometer Höhe gesehen, durchließ die Atmosphäre mit 40 Kilometer Geschwindigkeit in der Sekunde und verschwand in 90 Kilometer Höhe. Die beobachtete Bahnlänge betrug 52 Kilometer. Diese Beobachtung läßt erkennen, daß auch noch in diesen Höhen die Atmosphäre stark genug ist, um den mit großen kosmischen Geschwindigkeiten eindringenden Körpern erheblichen Widerstand zu bieten. Man erkennt zugleich, daß diese Höhe noch lange nicht die Grenze der Erdatmosphäre darstellt. Die niedrigste Höhe von 95 Kilometer beim Aufleuchten zeigte ein am 27. Januar erschienenen Meteor, das etwa Mondgröße hatte. Es legte 68 Kilometer mit einer Geschwindigkeit von 39 Kilometer in der Sekunde zurück und verschwand in 73 Kilometer Höhe. Die niedrigste überhaupt beobachtete Höhe erreichte eine Sternschnuppe vom 16. April beim Verschwinden mit 35 Kilometer. Sie wurde zuerst als etwa Jupitergroßer Körper in 112 Kilometer Höhe gesehen und hat auf ihrem 36 Kilometer lang beobachtetem Wege sehr stark an Geschwindigkeit eingebüßt. Letztere wurde auf nur 24 Kilometer pro Sekunde festgestellt. Die größte bei einem sehr hohen Meteor beobachtete Bahnlänge betrug 116 Kilometer, die kleinste, deren Höhe auch groß war, 39 Kilometer. Die größte festgestellte Geschwindigkeit betrug 48 Kilometer in der Sekunde bei einer sehr hohen Sternschnuppe, die geringste 24 bei der schon erwähnten.

Früher sind solche Feststellungen nur ganz vereinzelt und äußerst selten gelungen. Eine der bemerkenswertesten war die am 14. März 1905 frühmorgens in der Wiener Gegend gesehene Sternschnuppe, die auf einer Strecke von 400 Kilometer sichtbar war. Der Hemmungspunkt, d. h. derjenige Punkt, in dem die Meteore meist plötzlich stillzustehen scheinen, um dann zu explodieren, lag in der Höhe von 37,3 Kilometer über der Gegend südlich von Scheibetau in Mähren. Die erste Beobachtung, die wohl kurz nach dem Aufleuchten gemacht wurde, geschah in 87 Kilometer Höhe über der Panska Jabovina in Ungarn. Aus der beobachteten Bahnlänge von 145 Kilometer ergab sich, daß das Meteor sich gegen den Erdmittelpunkt um

36,3 Kilometer, gegen den Sonnenmittelpunkt um 52,3 Kilometer bewegte. Diese Geschwindigkeit ist natürlich eine andere, weil ja die Erde sich gegen die Sonne bewegt.

Kleines feuilleton.

g. Pensioniert. Leicht wars nicht für den alten Graubart, Tag für Tag die Kunde durch die Dörfer zu machen und der Leuten ihre Briefschaften, Zeitungen und auch die kleineren Pakete zu bringen. Sein braunes Gesicht hatte die Struktur einer gedörrten Pflaume; die Sommerhitze einer langen Reihe von Jahren hatte längst das letzte Fett unter der Haut geschmolzen; die Dienstinform wurde immer weiter und weiter und schlotterte um den mageren Körper. Peterhans ließ es sich nicht anfechten. Im Frühling und Herbst, wenn die „wässrige Zeit“ kam, steckte er die Hosen in die Schaffstiefel und marschierte durch die dünn durch feuchte, moorige Felder, nasses Gras und pumprige Wiesen, als ob ihn das gar nichts angehe. Als ob es so sein müsse und man nichts dagegen sagen und nichts daran ändern könne in alle Ewigkeit. Mit der Pünktlichkeit einer guten Uhr stellte Peterhans sich ein. Tag für Tag, Jahr für Jahr, die Sonn- und Festtage ausgenommen.

In einem Vormittag aber kam ein anderer. Ein junger Mann mit vollen runden Backen, bartlosen Lippen, mit Fett unter der Haut. Er kam etwas später als Peterhans und schwitzte trotz der Kälte. „Gerschäften“, leuchte er, „das ist 'ne Tour!“

„Wo ist denn Peterhans?“
„Das fragen mich alle Leute.“ Er lächelte. „Krank ist er. Im Schnee stecken geblieben.“

„Er muß sehr krank sein.“
Der Neue zuckte die Achseln: „Vielleicht.“ Dann ging er. Nun war Peterhans ein sehr alter Bekannter von mir. Galt mir manche gute Volkschaft gebracht, manche Geldanweisung, wenn's grad Matthäi am letzten war. Man kriegt ein Dankgefühl für solche Menschen. Ich packte also einige Tage später eine Flasche Rum ein und machte mich auf den Weg nach seinem Dorf.

Man wies mich in eine enge ungepflasterte Gasse, die von der Hauptstraße abzweigte. Nur drei oder vier kleine Häuschen stehen dort; schwarzeräucherter, windschiefer, von Sturm und Wetter zerfressene Baracken mit niedrigem Unterbau und hohem, spitzen Giebel.

In einer wohnte Peterhans. Eine alte krumme Frau empfing mich auf der halbdunklen Diele, die zugleich als Küche diente. Ein Feuer klackerte im Herd und füllte den Raum mit Holzrauch. In dem Dualm, vom Feuer zeitweise beleuchtet, sah ein dreizehnjähriges Mädchen und schälte Kartoffeln. „Unsere Jüngste“, erklärte die Frau. „Ein Jahr noch, dann kann sie sich selbst durchs Leben bringen.“

„Wieviel Kinder haben Sie, Frau Peterhans?“
„Sieben. Das heißt: gehäbt habe ich neun. Zwei sind früh gestorben. Sechs verdienen Gott sei Dank schon.“

„Da haben Sie's auch nicht leicht gehabt.“
„Leicht?“ Ihre krumme Gestalt richtete sich ein wenig auf und zeigte ein runzeliges Gesicht mit trüben Augen, die mich ganz vermundert, fast vorwurfsvoll anblickten. Dabei hob sie beide Hände bis zur Kopfhöhe. Dann sank die Linke. Die Rechte bewegte sich einige Male wagerecht in der Luft hin und her: „Neel!“
„Ist Ihr Mann schwer krank?“

Sie ging der Beantwortung der Frage aus dem Wege, indem sie eine Tür öffnete: „Da liegt er!“

Eine mittelgroße, niedrige Bauernstube, mit den notwendigsten Möbeln, tat sich auf. Dann entdeckte ich Peterhans, der in Wolldecken eingehüllt, auf dem glanzledernen Kanapee lag. Er richtete den Oberkörper auf: „Wer ist da?“

„Hab ich Sie im Schlaf gestört, Herr Peterhans?“
„Ne, das nicht. Sie sind.“
„Die geht's?“

„Wir geht's schlecht. Schlecht!“
„Dacht ich mir. Ehe Sie erstarben. — Also hat der Saime Sie untergekrigert? Wo fehlt's denn?“

„Der Schnee — ja.“ Er sagte es langsam, überlegend, mit einem beobachtenden Seitenblick. Der blieb dann einen Moment auf der Rumflasche haften.

Ich reichte sie ihm hin. „Dürfen Sie?“
Er lachte mir seltsam. Dann rief er nach seiner Frau und bestellte heißes Wasser, Zucker und Gläser. Als alles auf dem Tisch stand, warf er wie mit einem raschen Entschluß alle Wolldecken zur Seite und setzte sich ohne Beschwerde auf. Dabei blickte er mich wieder an. Ja, ich wunderte mich natürlich. Dachte: er wird diese merkwürdige Krankheit schon erklären, und bot ihm eine Zigarre an. Dann rauchten wir und tranken Stog.

„Auf baldige Wiederherstellung, Herr Peterhans, und daß Sie mir bald wieder mit 'ner anständigen Postanweisung kommen!“

„Ich bring Ihnen keine mehr. Ich nicht.“
„Sind Sie denn wirklich so krank?“
„Ja?“ Er sah mich an, lachte laut auf, hielt aber erschrocken inne. Um gleich darauf ruhig zu sagen: „Es ist eine erbärmliche Komödie, Herr. Ich bin wohl zu alt zum Theaterspielen. Sie haben's schon gemerkt: es ist etwas nicht richtig. Ich sag's Ihnen im Vertrauen: ich bin gar nicht krank. Ich soll bloß krank sein.“

„Sie sollen?“
 „Ich soll.“ Er tat einen Schluß. „Das mit dem Schnee ist ja richtig. Ich komm' nicht durch.“ Er legte die Hand an die Brust. „Was hier sah ich drin. Es ging einfach nicht weiter. Keiner hatt's geschafft. Keiner. Auch der Generalpostmeister nicht. Bin also umgekehrt. War natürlich nah bis auf's Fell. Ein paar Patete hatten was abgefriegt. Gewiß. In die Brieftasche war auch ein bißchen Schnee reingefallen. Wie, weiß ich nicht. Es war umm von mir und nicht aufgepaßt. Ich geb's zu. Kriege also einen Wüster. Der war mehr als grob. Jeder war nervös, weil nichts klappte an dem Tage. Ich auch. Führt's mir in die Krone: du hast dir nie was zuschulden kommen lassen, also — ich packe aus. Gehörig. Sagte, was ich auf dem Herzen hatte. Alles. Was sich so in Jahren ansammelt in einem — Sie wissen ja. Daß ich Hilfe haben muß und nicht auf der Strecke verenden will. Und so weiter. War wohl dumm von mir, aber gestreut hat's mich doch, wie sie geschaut haben. Die, die da kommandieren. Na also: endlich hat's geheißen: „Sie sind krank, Peterhans. Gehen Sie nach Hause. Das Weitere wird sich finden.“ Das heißt soviel wie: laß dich pensionieren. Geh zum Teufel!“ Er trank. Die Hand bebte. „Jetzt lassen sie den Schneepflug fahren. Ist's da ein Kunststück, durchzukommen?“ Er weinte fast; alle Falten seines vertrockneten Gesichtes zuckten: „Ist das ein Kunststück?“
 Eine lange Pause.

Dann sagte ich: „Schließlich ist's eine wohlverdiente Ruhe, Herr Peterhans. Sind Sie auch nicht krank, alt genug sind Sie wirklich.“

„Meinen Sie?“ In seinem ganzen Gesicht vibrierte es. Dann brach er los: „Was nützt mir'n das, wenn ich nicht leben und sterben kann bei der Pension? Wenn's noch magerer zugehen soll bei mir als jetzt?“ Er war aufgestanden. In sein dürrer, lederartiges Antlitz stieg heiße Röte. Er schlug auf den Tisch: „Ich hab die Komödie satt! Ich bin nicht krank! Bin ferngesund! Ich geh bis zur höchsten Instanz! Jamohl! Verstehen Sie mich?“ Ein Faustschlag: „Was — zur — höchsten — Instanz!“

Die Frau stand in der Tür, alt, gebückt, den Kopf ein wenig gehoben. Die Rechte ging wieder wagerecht in der Luft hin und her: „Daß doch, Peterhans. Das nützt Dir ja alles nichts . . .“

Theater.

Schillertheater O.: Narrenklang, Ein Spielmandrama in vier Akten von Rudolf Kittner. (Buchausgabe im Verlage von Oesterfeld u. Co., Berlin). Der ausgezeichnete Schauspieler, einer der bewährtesten im Brahmschen Ensemble, der — in den besten Mannesjahren stehend — mit Ablauf der Saison von dem Theater auf immer scheiden will, wurde bei der Aufführung seines Stückes mit stürmischen Ovationen gefeiert. Nach Recht und Billigkeit, wenn der Beifall dem Bühnenkünstler gelten sollte, der wie kein anderer den Zauber spezifisch männlicher, selbststärker, herber Kraft in der Verkörperung dramatischer Gestalten wiederzugeben wußte. Das Werk aber, mit dem er hier als Bühnendichter auftrat, an sich genommen, abgelöst von den Erinnerungen, die der Name Kittner lebendig macht, verdiente leider solchen Enthusiasmus ganz und gar nicht. Die Sprache hat jene aufgebaute, schellenlaute, präventöse Art, die zu den Requisiten des üblichen Kostümtüdes gehört. So kleidet, um ein kleines Beispiel anzuführen, ein verliebtes Fräulein ihren Wunsch, der Spielmann solle die Treppe heraufkommen und sie küssen in die schönen Worte: „Bring mir Deinen Mund“. Die Gestalten schwanen schattenhaft, und schattenhaft bleibt gleichfalls der Zusammenhang von Handlung und Idee. Hier und da klingt etwas wie persönliches Empfinden an. So, wenn der Spielmann, der am Hofe eines Fürsten hohe Ehren und mächtigen Einfluß gewonnen, in Klagen ausbricht über die Leerheit seiner Gaulterkünste, wenn er aus dem Glanze dieses fremden Kreises, der ihn zur Unterhaltung braucht und ihn als Hörigen im Grunde doch betrachtet, sich hinaussehnt in ein schlichtes, tätiges Leben, in dem er gilt nach seinem wahren Manneswerte. Der Wunsch, derartige Stimmungen, die wohl aus eigenem Erleben wuchsen, in einem Bilde künstlerischen Ausdruck zu verleihen, mag wohl den ersten Anstoß zu der Dichtung gegeben haben. Aber die Ausführung biegt weit von diesem Kern ins Gleichgültige, Beziehungslose ab. Die Rüge männlichen Stolzes in dem Spielmann und Hofnarren vermischen sich mit so viel Aeußerungen hochfahrenden Barbennsinns und blinder Ueberhebung, daß die Figur, die nach der Absicht doch gewiß sympathisch wirken sollte, das Anziehende verliert, in ihrem Schicksal völlig kalt läßt. Dieser Sänger, der seine Stellung in der Gunst des Fürsten ausnützt, um nach Laune das Fühlingspaß so schroff als möglich zu brüskieren, der die Verschönerung hochgeborener Damen als Sport betreibt, die Verliebten zwingt, ihm die Hand zu küssen, der ein boshaft-niederträchtiges Spottlied an einem bornierten Junker rächt, indem er den Unbewehrten mit einem Schwertschlag niederstreckt — wie kann der sich wundern, wenn Schimpf mit Schimpf gelohnt wird! Daß der Fürst, um sich den Lautenschläger zur Zierde seines Hofstaates zu erhalten, ihm nicht wie einem Freien nach dieser Tat die Hand abhanden läßt, sondern ihn als Hörigen den Weiskelch der Ritter für eine Stunde preisgeben will, dünkt den Narren der schlimmste aller denkbaren Despotenfrevel. Prügel sind Schande, Verfümmelung nicht! In endlosen Deklamationen ergeht er sich

darüber und stößt nach erhaltener Strafe — das ist die Tragik! — höchst heldenmähig sich ein Messer in die Brust.
 Die Schauspieler des Schillertheater setzten für das todegeborene Stück viel Eifer und Können ein. Sehr gut war Ziegel in der Hauptfigur und Jda Wüst, ein Gast von der Lessingbühne, in der Rolle des kokett verberben Adelsfräuleins, durch die der Spielmann, wunderbar genug, an sich erfährt, was eigentlich die wahre Liebe ist.

In der Besprechung des Einakters „Wegen Preßvergehen“ ist ein Irrtum unterlaufen, den wir nachträglich richtig stellen. Der Darsteller des Sträflings, welcher aus Freundschaft zu dem „Preßsünder“ Dr. Walldorf das ominöse Zeitungsblatt entwendet, ist nicht Herr Kupfer, sondern Herr Wasel.

Humoristisches.

— Vändigung der Premientiger. (G. Hauptmann zu Brahm): „Aber, lieber Brahm, so klug könnten wir auch sein und den Kaiser einladen! Dann hätte doch die ewige Auspfeiferei ein Ende!“

— Sein Geschäftstrod: „G'schwind, Kath'l, g'schwind, bind da Deine Strumpfbändl 'nauf, Summafrischla gehn vorbei!“
 („Simplicissimus.“)

— Kleines Gespräch. „Ich weiß nicht, die Freisinnigen kommen mir seit dem dreizehnten Dezember ganz verändert vor!“
 „Om, natirkl, die hab'n sich halt 'n „Varth“ abg'nomma!“
 („Jugend“).

Notizen.

— Vom Verlag S. Fischer wird eine Sammlung der prosaischen Schriften von Hugo v. Hofmannsthal vorbereitet. Geplant sind vier Bände, von denen der erste im April, die weiteren drei Bände in halbjährlichen Abständen erscheinen.

— Das Pariser Odéon-Theater, das jetzt von Antoine, dem um das moderne Drama, und zwar auch das ausländische, sehr verdienten Direktor, geleitet wird, beabsichtigt im Spätsommer in Berlin zu gastieren. Außer klassischen Werken, darunter dem glänzend inszenierten „Julius Caesar“, soll auch die Dramatisierung von Zolas Roman „La fante de l'abbé Mouret“ aufgeführt werden. Vielleicht kommt auch das ausgezeichnete Orchester Colonne mit.

— Der „Hauptmann von Köpenick“ als englischer Operettenheld. Die lustige Geschichte vom Hauptmann von Köpenick hat die englischen Bühnendichter nicht schlafen lassen. Ganze fünf Mann sind aufgeboden, dem Londoner Publikum die Gestalt des pfiffigen Schusters lebenswahr vorzuführen. Die Operette wird im Londoner Gaiety-Theater aufgeführt werden.

Das Völkerkundemuseum hat in letzter Zeit, wie der „Voss. Ztg.“ berichtet wird, eine Reihe sehr wichtiger und sehr umfangreicher Erwerbungen gemacht, von denen wenigstens ein Teil vorübergehend in den Ausstellungsräumen des Kunstgewerbemuseums aufgestellt werden soll. So eine Auswahl der fast tadellos erhaltenen, sehr interessanten Fresken mit buddhistischen Darstellungen, welche die letzte große Sendung der Ausbeute der preußischen Expedition nach Turfan ausmachen, und die in denselben eigentümlichen Höhlentempeln gefundenen, höchst merkwürdigen Manuskripte und andere Gegenstände. Gleichzeitig ist als Geschenk eines ungenannten Gönners die größte und wertvollste Sammlung alperuanischer Altertümer, die Sammlung des kürzlich von Peru wieder nach seiner Heimat Hannover übergesiedelten Kaufmanns Greyer, in den Besitz des Völkerkundemuseums gelangt. Sie enthält die zahlreichsten Prachtstücke der ältesten peruanischen Kunst, meist aus der Vor-Inkazeit, angeblich bis in die Zeit um Christi Geburt zurück. Sehr merkwürdig sind darunter die trefflich erhaltenen, farbenprächtigen, reich mit Figuren versehenen Stoffe. Eine andere, einseitigere, aber ähnlich reiche Sammlung, gleichfalls ein Geschenk, stammt aus Argentinien und umfaßt die von Peru abhängige lokale Kultur dieses Landes. Sehr wertvolle Stücke aus verschiedenen Ländern hat Geheimrat Wähler, der alte Gönner der Museen, geschenkt. Auch die prähistorische wie die afrikanische Abteilung haben kleinere Sammlungen zum Geschenk erhalten. Alle diese Sammlungen sollen in einiger Zeit in den neu hergerichteten Ausstellungsräumen des Kunstgewerbemuseums vorübergehend aufgestellt werden.

— Herbst Eulenberg's Jugendwerk „Münchhausen“ wurde im Mannheimer Hoftheater ohne Erfolg gegeben.

— „Die große Gemeinde“, ein Lustspiel nach französischen Mustern, das das Thema von den betrogenen Ehemännern witzig erörtert, von Lethar u. Lipschitz wurde im Wiener Burgtheater zum erstenmal aufgeführt. Es soll auch im Berliner Neuen Schauspielhause gespielt werden.

— Ein neues Verfahren der Fernphotographie soll von einem Brüsseler erfunden sein. Der Apparat übermittelt telegraphisch Photographien, Zeichnungen usw. und zwar in Gestalt eines Metallfiliches, das direkt zur Reproduktion durch den Druck dient. Zur Reproduktion eines Bildes von 20 Quadratcentimeter Größe soll nur eine Minute erforderlich sein.